

Leo Josef Suenens
Zum Problem des
ständigen
Diakonats

1. Das Problem
der Ausbildung

Bewahrung der
Spontaneität des
Glaubens

Zum Abschluß der internationalen Diakonats-Tagung, die vom 20. bis 22. November 1970 in Fayt lez-Manage (Belgien) abgehalten wurde, sprach Kardinal Suenens über einige Probleme im Zusammenhang mit dem Diakonats als dauerndem Lebensstand. Wir bringen das Wesentliche seiner Ansprache.

red

Unter den verschiedenen Problemen, die auf dieser Tagung diskutiert wurden, scheint mir das Problem der Ausbildung besonders wichtig. Wir müssen uns klar sein, daß wir die Formen der Ausbildung der künftigen ständigen Diakone erst zu suchen haben. Suchen — das heißt, den klassischen Formen der Ausbildung kritisch gegenüberstehen und sich nicht auf eine neue verbesserte Auflage des Seminars oder eines lehrmäßigen Vorlesungsbetriebes mit ihrem spezifischen, nur Eingeweihten verständlichen Vokabular einlassen. Beim ständigen Diakon haben wir zunächst menschliche Gegebenheiten vor uns, die insbesondere durch sein Alter, seine Erziehung, seine intellektuelle und berufliche Ausbildung und Erfahrung bestimmt sind. Diese Gegebenheiten sind zu berücksichtigen, dem Diakon muß die Möglichkeit geboten werden, eben auf Grund dieses Vorgegebenen Diener und Zeuge der Kirche zu sein. In diesem Sinn nähert sich die Suche nach der richtigen Ausbildung des Diakons sehr stark den Bemühungen auf katechetischem Gebiet. Auch da ist die Notwendigkeit erkannt worden, ein neues Vokabular, neue Ausdrucksformen zu finden, die geeignet sind, die Menschen unserer Zeit anzusprechen und ihnen die Befreiung durch den Herrn zu bringen.

Es wäre also notwendig, daß diese neuen Diener der Kirche die volle Spontaneität ihres Glaubens und den Reichtum ihrer bisherigen Erfahrungen wie auch ihrer weltverbundenen Sprache, ihres allgemein verständlichen Vokabulars bewahren; ansonsten machen wir aus ihnen bloß einen neuen Zweig des Klerus, das heißt eine Welt für sich, die weithin unfähig ist, mit allen übrigen Lebensbereichen ins Gespräch zu kommen bzw. im Gespräch zu bleiben.

Eine der wesentlichen Gnaden, die der Diakonats für die Kirche von heute bedeutet, ginge verloren, wollte man diese Spontaneität und dieses Suchen aufgeben, wenn man auch zugeben muß, daß es dabei nur langsam vorwärtsgeht.

Diese Situation und diese Anliegen lassen es als notwendig erscheinen, daß die Ausbildung in hohem Maß der Eigeninitiative der Kandidaten überlassen ist. Ich weiß, wie schwierig, ja verwirrend das für die Kandidaten selbst ist und wie viele von ihnen gerne „genau wissen“ möchten,

welche Kenntnisse sie brauchen, um auf die Fragen, die ihnen gestellt werden, eine Antwort geben zu können. Aber mir scheint auch hier, daß man ihnen einen schlechten Dienst erwiese, ginge man von der Vorstellung aus, daß sich der Fortschritt im Glauben von einem Frage-Antwort-Dialog aus vollzieht. Wir wünschen die Diakone vor allem im Dienst an kleinen, noch im Entstehen begriffenen oder neugebildeten Gemeinden, an Gemeinden „unterwegs“. Wie könnten sie aber diese Aufgabe erfüllen, wenn sie nicht selbst das Bedürfnis nach tastendem Suchen erlebt haben, das Zögern, die Schwierigkeiten, unter denen der Erwachsene den Glauben neu entdeckt?

Schließlich scheint es mir wesentlich, daß die Ausbildung in ihren Formen das berufliche, familiäre und persönliche Gleichgewicht des Kandidaten berücksichtigt. Die Kirche bedarf dringend neuer, verheirateter Diener, seien es Diakone oder andere. Die Pioniere auf diesem Weg müssen Menschen sein, die in ihren Mitmenschen den Wunsch wecken, sich ebenfalls total in den Dienst der Kirche zu stellen. Die Diakone sind die ersten Zeugen für diese neue Möglichkeit, und sie müssen deutlichmachen, daß der Dienst in der Kirche vereinbar ist mit einer Eingliederung in das menschliche Leben im umfassenden Sinn.

Daher glaube ich, daß wir uns vor allzuvielen Zusammenkünften, Kursen und Tagungen in Acht nehmen sollten — so notwendig und wünschenswert eine fachliche Weiterbildung und der gemeinsame Erfahrungsaustausch auch sein mögen —, die den Diakon aus seinem Heim und seinem Lebensmilieu herausholen und ihn in ein gewisses Gegenzeugnis hineindrängen könnten.

2. Die Ehefrauen der Diakone

Der heutige Aufstieg der Frau, die fortschreitende Anerkennung ihrer Aufgabe in der Kirche, die gesamte Erneuerung der Familienpastoral und das menschliche und eheliche Gleichgewicht, das von den Kandidaten erwartet wird, gestatten es uns nicht mehr, die Frage nach der Ehefrau des Diakons und ihrer Rolle in der Kirche zu übergehen oder gar als nicht existent zu betrachten. Die Frage stellt sich — mit einigen Nuancen — in drei verschiedenen Formen:

a) Es gibt Ehefrauen, die dem Diakonat ihres Mannes voll zustimmen, und zwar in einer Komplementarität, wie sie auch in den anderen Lebensbereichen dieses Ehepaares besteht. Die Frau hat ihre Zustimmung, ihre volle Zustimmung gegeben; sie hat es auf sich genommen, Gattin eines Dieners der Kirche zu sein. Sie wird alles in ihren Kräften Stehende tun, um den diakonischen Dienst ihres Gatten zu

Ordination eines Ehepaares?

fördern. So war es wohl bei der Mehrzahl der Frauen jener Diakone, die in unserer Diözese geweiht worden sind. Für sie hat sich in der engen Verbundenheit mit der Vorbereitung ihres Gatten für den Diakonat wie auch im konkreten Akt, mit dem sie der Ordination ihres Mannes voll zugestimmt hat, ihr Engagement als Gattin in seinem vollen Wert realisiert.

b) Es gibt jedoch im Kreis der jüngeren Kandidaten Ehepaare, bei denen die Berufung zum Diakonat gerade aus der Komplementarität der beiden Ehegatten geboren wurde, wo man nicht sagen kann, daß der Mann ohne die Frau eine Berufung zum Diakon besitzt; vielmehr erscheint das Ehepaar als solches fähig, einen Dienst in der Kirche zu übernehmen. Dieses Problem ist wesentlich heikler. Die Mehrzahl dieser Frauen ist außerstande, zu begreifen, warum sie nicht zugleich mit ihrem Gatten ordiniert werden können.

c) Schließlich gibt es eine dritte Gruppe: die Kandidaten, in deren Ehe kein Wunsch besteht, die diakonale Berufung des Gatten mit jener der Gattin zu verbinden. Wir befinden uns vielleicht im Grund in einem Stadium völliger Emanzipation des einen Ehteils vom anderen, wobei diese Freiheit der Entscheidung und des Handelns ein konstitutiver Faktor der Ehe selbst ist. Die Gattin war einverstanden, einen Ingenieur zu heiraten, ebenso ist sie einverstanden damit, Gattin eines Diakons zu werden. Sie interessiert sich in gleicher Weise für seine Laufbahn als Ingenieur wie für seinen Dienst als Diakon. Aber sie sieht nicht ein, worin ihre Teilnahme an seiner Ausbildung oder seinem Dienst bestehen sollte. — Am häufigsten wird folgende Begründung angeführt: Vertauschen wir die Rollen und nehmen wir an, die Frau würde den Diakonat anstreben. Würde man dann vom Gatten verlangen, an ihrer Vorbereitung teilzunehmen?

Die zwei letzteren Kategorien von Ehepaaren sind jedenfalls ein Problem und werden es mehr und mehr sein. Es scheint mir wichtig, daß man solche Reaktionen mancher Gattinnen als begründet anerkennt und sich nicht damit begnügt, sie zu ignorieren oder die betreffenden Frauen als halbe Häretikerinnen abzustempeln. Wichtig ist aber auch, daß man bereit ist, sich in diesem schwierigen Bereich, wo in der Kirche noch alles zu tun bleibt, auf einen sehr ehrlichen Gedankenaustausch und ein sehr echtes Suchen einzulassen.

Jedenfalls sollte man, was die Teilnahme der Ehefrauen am Diakonat des Gatten anlangt, einen Pluralismus der Formen als durchaus normal anerkennen.

3. Der Tätigkeitsbericht des Diakons

Keine Diakone auf Vorrat

Überall erhebt sich die gleiche Frage: Wozu brauchen wir überhaupt Diakone? Ich möchte hier bloß einige Prinzipien in Erinnerung rufen, die uns im Heute als Leitlinien für den Zukunftsbereich des Diakonats dienen können.

a) Zunächst: Der Diakonats ist uns vom II. Vatikanischen Konzil als wertvolle Möglichkeit für die Kirche der Zukunft gegeben. Man hat ihn also in aller Entschiedenheit im Zusammenhang mit dem Antlitz und den Formen der Kirche von morgen zu sehen und nicht als eine Möglichkeit, die Vergangenheit mit frischem Verputz zu versehen. Dies bedeutet, daß wir uns mit dem Diakonats auf ein großes Abenteuer einlassen — geleitet vom Heiligen Geist —, von dem wir nicht wissen, wohin es uns führen wird.

b) Jedenfalls muß um jeden Preis vermieden werden, daß man sozusagen Diakone auf Vorrat schafft, daß man Diakone weiht und erst nachher die Frage stellt: wo könnten wir sie nun einsetzen? Das hieße, in den Fehler zurückverfallen, den man dem Klerus so häufig vorgeworfen hat und den viele Priester so schmerzlich empfinden: daß man sie als „Mädchen für alles“ betrachtet, denen man beliebige Arbeit an beliebiger Stelle zumuten kann.

c) Daher scheint es mir äußerst wichtig, die Erforschung des diakonalen Tätigkeitsbereiches als integrierenden Bestandteil in die Ausbildung zum Diakonats einzubauen. Von Anfang an sollte also der Kandidat mit Priestern und Laien, befreundeten oder auch nicht befreundeten Menschen umgeben sein, die mit ihm, ausgehend von seinen Qualitäten und seinen Fähigkeiten, die neuentstandenen oder neuentdeckten Bedürfnisse feststellen, die in der Kirche eines bestimmten Gebietes oder Ortes zutage treten. Im Rahmen der solcherart entdeckten neuen Bedürfnisse müßte dann der Dienst des Diakons gesehen werden. Nur so kann die Diakonie sich zum totalen Dienst entwickeln.

Eine solche Schau verlangt viel Geduld und schöpferischen Geist. Die besten Kandidaten, das steht fest, kommen heute aus den klassischen Kirchenstrukturen, die man keineswegs verachten sollte. Es hieße aber die Zukunft des Diakonats gefährden, wollte man aus freien Stücken die Diakone bloß als Ersatzleute und Lückenbüßer in Betracht ziehen.

Ein Minimum an schöpferischer Phantasie ist demnach für die Zukunft des Diakonats unerläßlich, und zwar gilt das nicht nur für den Kandidaten selbst, sondern auch für die gesamte kirchliche Gemeinschaft, damit sie den Diakonats als eine wertvolle Chance für ihre Zukunft annehme, eine Möglichkeit und Gnade für die Formen von morgen, die bereits heute aufgebaut werden müssen.